Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 4 (1860)
Heft: 1

Nachruf: Altdistriktstatthalter Samuel Heim von Gais, der älteste Landmann
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Altdistriktsstatthalter **Samuel Heim** von Gais, der älteste Landmann.

„So bist du eine Leiche!
So ist die alte Eiche
Doch endlich abgedorrt!
Es ist ein lang Stück Leben,
Das wir dem Staube geben,
Ein ausgeklungen Gotteswort.“

Im Jahre 1749 wurden die ersten Molken in Gais einem von allen Aerzten aufgegebenen, brustkranken Zürcher Herrn ausgeschenkt, der, durch ihren Gebrauch und in Folge des Aufenthaltes in der reinen Gebirgsluft in kurzer Zeit vollständig wieder hergestellt, gelobte, aus Dankbarkeit alljährlich in Gesellschaft nach Gais zu kommen und die Kur zu wiederholen. Dies der Anfang der Molkenkuren in Gais. Jener Zürcher Herr war bei dem bescheidenen Wirthshause zum Ochsen abgestiegen, und dieses wurde so der Zeit nach zur ersten Molkenkuranstalt der Schweiz, vielleicht sogar Europas und der Welt. Sie war und blieb auch die einzige in Gais bis zum Jahre 1814.

Im Wirthshause zum Ochsen erblickte der Mann, dem ein Enkel in dankbarer Verehrung diese biographischen Zeilen widmet, den 8. April 1764 das Licht der Welt. Sein Vater war der Besitzer des Wirthshauses, Hans Ulrich Heim, oder Uli Häm, wie er im Dialekt genannt wurde. Sein Geschlecht stammte aus Innerrhoden und war zur Zeit der Reformation nach dem benachbarten reformirten Gais ausgewandert. Der Aelteste des Geschlechtes, so weit die Pfarrbücher in Gais zurückreichen, war ein Hans Häm, dessen ältester Sohn Uli 1595 den 23. September geboren ward. Der Segen Abrahams ruhte auf der Familie; sie weist in 7 direkten Generationen nicht weniger als 66 Kinder auf.

Eben diese Familie liefert mit andern den Beweis, dass die Gemeinde Gais in Bezug auf hohes Alter sich in neuerer und neuester Zeit ungleich besser stellt als in frühern Jahrhunderten; denn während der Groß- und der Urgroßvater unsers Samuel Heim 70 Jahre nicht erreichten, starb sein Vater, der oben genannte Uli, geb. 1720 den 10. Februar, im Jahre 1814 den 17. März im höchsten Alter, das seit 1683 in Gais erreicht worden war, 94 Jahre und 19 Tage alt, und der Sohn Samuel überragt den Vater im Alter noch beinahe um 2 Jahre.

Hans Ulrich Heim hatte aus erster Ehe mit Barbara Walser von Gais drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter; aus zweiter Ehe mit Elsbeth Mösle von Gais zwei Söhne. Er war ein schlichter, verständiger Mann, der durch Fleiß und Thätigkeit aus ärmlichen Verhältnissen sich zu ziemlichem Wohlstand aufschwang, wozu ihm namentlich das einträgliche, immer stärker von Fremden frequentirte Wirthshaus verhalf. In seinen jungen Jahren war er in Zürich Metzger gewesen. Klein von Person, aber sehr gesund an Körper und Geist, legte er den Weg von Gais nach Zürich, auch den von Gais nach Chur, oft in einem Tage zurück, wobei er die Gewohnheit hatte, unterwegs immer stehend zu essen und zu trinken; „denn", pflegte er zu sagen, „das Sitzen macht müde Beine." Noch im 90. Altersjahre sah man ihn in seiner rothen Weste und weißen Zipfelkappe den ganzen Tag aus reinem Thätigkeitstriebe Holz spalten, wie er auch im gleichen Alter zu Fuß noch nach St. Gallen und wieder zurück ging. Im vollen Besitz der Geisteskräfte schlummerte er auf seinem Lehnstuhle ein, um nicht mehr zu erwachen. Bei seinem Tode hinterließ er 4 Kinder, 23 Großkinder und 1 Urenkel.

Samuel war das zweite seiner Kinder. An seinem dritten Geburtstage verlor dieser die Mutter. Wohl mit Rücksicht auf die aufblühende Kuranstalt beschloss der Vater,

dem fähigen Knaben eine gründlichere Bildung geben zu lassen, als die damaligen Dorfschulen Gelegenheit boten, sich anzueignen. Der Vater mochte fühlen, dass der Verkehr mit gebildeten Fremden an den künftigen Vorsteher der Kuranstalt größere Ansprüche stelle, als er selbst zu befriedigen im Stande war. So kam denn Samuel etwa im 14. Jahre in die Stadtschule nach Chur. Hier war es, wo er den Grund legte zu jener gründlichen Kenntniss der deutschen, französischen und italienischen Sprache, welche ihm später in seiner Stellung als Wirth und Beamteter so große Dienste geleistet hat. Die genannten fremden Sprachen eignete er sich in der Folge so an, dass er sie noch unmittelbar vor seinem Tode geläufig und ganz korrekt reden und darin auch in den Jahren der Mußezeit seinen Enkeln Unterricht ertheilen konnte. In Chur wirkten damals als Lehrer Stadtpfarrer Kind und Professor Nesemann, ein Deutscher. Ihrer erinnerte sich Heim noch im späten Alter mit großer Dankbarkeit. Wahrscheinlich hat ihn Stadtpfarrer Kind auch konfirmirt; doch ließ sich darüber nichts Gewisses ermitteln.

Während er in Chur auf der Schulbank saß, suchte sein heimathliches Dorf den 7. September 1780 jene schreckliche Feuersbrunst heim, die bei heftigem Föhn 70 Firste zerstörte und einen Schaden von 150,000 fl. verursachte. Für die Brandbeschädigten wurde in der ganzen Schweiz kollektirt und eine Liebessteuer von über 55,000 fl. gesammelt. Bei dieser Kollekte betheiligte sich auch Samuel's Vater, der sich durch seine vielen Bekanntschaften mit schweizerischen Kurgästen besonders dazu eignete. In Genf, wohin er auch kam, anerbot sich eine früher von Gais dorthin ausgewanderte und daselbst verheirathete Anverwandte, den Knaben Samuel, der in Folge des Brandunglücks Chur hatte verlassen müssen, zu sich zu nehmen. In seiner momentanen ökonomischen Bedrängniss willigte der Vater ein, und auch dem Sohne gefiel das Anerbieten. So kam denn dieser nach Genf, wo es ihm anfangs sehr wohl behagte. Als er aber seinen Anverwandten

in ihrem Metzgerberufe behülflich sein sollte und musste, stieg der Wunsch nach einer geistigern Beschäftigung lebhaft in ihm auf, und bald vertauschte er die Fleischerbank mit einer Lehrlingsstelle in einer Buchhandlung Winterthurs. Zum Kommis vorgerückt, verweilte er mehrere Jahre in verschiedenen Buchhandlungen in Winterthur, Zürich und Basel. Die sich ihm in dieser Stellung darbietende Gelegenheit, an seiner Fortbildung zu arbeiten, benutzte er eifrig. Wir irren uns wohl nicht, wenn wir annehmen, dass es gerade die vieljährige Anstellung in Buchhandlungen gewesen sei, die ihm die bleibende Liebe zu bildender Lektüre eingeflößt und auch jene literarischen Kenntnisse beigebracht hat, die zu jener Zeit noch Wenige besaßen.

Es ist kein parteiisches Urtheil, wenn wir hier einschalten, dass er überhaupt eine für jene Zeit seltene Bildung besaß, die sich nicht nur auf gründliche Kenntniss fremder moderner Sprachen erstreckte; er war auch in der deutschen Muttersprache schrift- und redegewandt, vertraut mit den klassischen Werken der neuern deutschen, wie der ältern französischen und italienischen Dichter, in der Geschichte bewandert und im Besitze einer ansehnlichen Bibliothek. Kein Wunder, dass er, in einer noch vielfach dunkeln Zeit, mit seinen Anschauungen um eines Hauptes Länge über Viele seiner Zeitgenossen hervorragte, wie das auch leiblich der Fall war. Für den geistig strebsamen Mann blieb der jährliche Verkehr mit Fremden aus allen Himmelsgegenden natürlich nicht ohne Gewinn.

Schon geraume Zeit nach Hause zurückgekehrt, übernahm er im Jahre 1791 das von seinem Vater auf der Stelle des abgebrannten in größerm Maßstab wieder aufgebaute Wirthshaus, das jetzt noch unter dem Namen zum „alten Ochsen" existirt. Wie war es damals noch so ganz anders als jetzt! Der sel. Pfarrer Appenzeller *) schreibt aus jener Zeit:

*) In Dr. Heim's: „Die Heilkräfte der Alpenziegenmolken und der Molkenkurort Gais", S. 182.

„Noch erinnere ich mich aus dem Anfang des letzten Jahrzehends im vergangenen Jahrhundert, daß, wenn nicht gar zu vornehme Kurgäste da waren, wir in der Schlafmütze, im Nachtrocke und in den Pantoffeln zu Tische saßen; wir reihten uns im alten Wirthshause hinter den Tisch und setzten uns auf die sogenannten Banktrögli längs den Fenstergesimsen, die einen rechten Winkel in einer Ecke des Zimmers gegen den Platz und die Kirche hin bildeten." — „Die Wände unsers Eßzimmers, gerade an die Küche stoßend, schmückten Chodowieki's Blätter, Calas im Gefängniß und Ziethen, sitzend vor seinem König; ein Bild vom sogenannten Schottensepp mit der Molkenkufe, und dann ebenfalls hinter Rahm und Glas das Bild einer Kalesche, mit welcher ein Herr Schlatter von St. Gallen (wenn ich mich nicht irre, im Jahre 1784) die halsbrechende, mit unbehauenen Steinen holpericht belegte, nur für Saumrosse gangbare Straße von St. Gallen nach Gais machte, mit der zierlichen Inschrift, daß dies die erste Kutsche sei, die nach Gais gekommen und als ein Weltereigniß angestaunt wurde."

Die Zahl der Kurgäste hatte sich mit jedem Jahre vermehrt, und die anfangs nur aus Schweizern bestehende Gesellschaft in Deutschen und Franzosen starken Zuwachs erhalten. Das eine Wirthshaus genügte nicht mehr, und so ließ der neue unternehmende Wirth im Jahre 1796 jenes große, schöne Kurhaus bauen, das jetzt noch eine Zierde des Dorfes ist. Nicht ohne gut spekulirt zu haben; denn auch das neue Gebäude war bald zu klein für die Gäste. Als Gastgeber hielt Samuel Heim streng auf Reinlichkeit, Ordnung und Exaktität in allen Dingen, wodurch er seinem Etablissement einen guten Ruf in der Nähe und Ferne verschaffte. Nicht leicht entging etwas seinem wachsamen, überall nachsehenden Auge. Stets ein Muster von Höflichkeit gegen Fremde, doch nicht immer gegen Einheimische, duldete er in seinen Gasthäusern von Letztern niemals Streit und Lärm. Finster rollten die langen Brauen, wenn ein Tumult im Anzuge war, und wer seinem

kategorischen Friedensrufe nicht folgte, den nahm der Ochsenwirth, der nicht mit sich spaßen ließ und bedeutende physische Kraft besaß, Angesichts der staunenden Anwesenden einfach hinter dem Tische hervor, um ihn vor die Thür zu stellen und dort zu verabschieden. Von solchen unfreiwillig Expedirten ließ er sich oft keine „Uerte" bezahlen, um sie gründlich zu beschämen. Gäste, die des Guten schon genug genossen, bekamen etwa statt des verlangten Berneggers, auf den er große Stücke hielt, eine Bouteille frischen Wassers und mussten noch gute Miene zum bösen Spiele machen. Als einmal eine Gesellschaft von Speicher diese ernüchternde Bedienungsweise an sich erfuhr und Einer aus ihr im Zorne darüber sein Glas zerschlug, brachte Heim ruhig ein anderes, und als auch dieses den Weg alles Glases wanderte, ein zweites und drittes, aber jedes Mal ein kostbareres, bis Jenem die Lust zu zerstören verging; denn die Gläser mussten theuer bezahlt werden. Dieser Gesellschaft, der er wegen ihres Benehmens beim Abschied gesagt, er werde ihr das nächste Mal unter denselben Umständen wieder nur Wasser vorsetzen, hielt er treulich Wort. So etwas konnte er freilich nur thun, weil keine Konkurrenz da war. Bekannt ist die Antwort, die er einst einem Naseweisen auf die Frage: ob er, Heim, der Ochsenwirth sei? gab: „Ja, Herr, seitdem Sie bei mir logiren." Solcher Anekdoten und Witzworte könnten viele angeführt werden.

1792 den 16. März verehelichte er sich mit Anna Katharina Tobler von Flach, Kt. Zürich. Noch leben Leute, die sich erinnern, wie die Braut hoch zu Pferde in ihre neue Heimath einzog. Er wurde Vater von 7 Kindern, 4 Söhnen und 3 Töchtern, und blieb nach dem frühen, am 26. Juli 1818 erfolgten Tode seiner Frau im Wittwerstande. Gatte und Kinder bewahrten ihr, einer thätigen, verständigen Hausfrau und Mutter, ein dankbares Angedenken. Seine Kinder hielt er streng zum Beten und Arbeiten an. Die väterliche Autorität wusste er allseitig zu wahren. Andrerseits scheute er

kein noch so großes Opfer für die Bildung seiner Söhne. War Einer im Alter, wo es sich um die Entscheidung für diesen oder jenen Beruf handelte, so hieß es unter Vorweisung einer langen Liste von Berufsarten: Wähle, was Du willst! Bei solcher Liberalität, welche die Söhne sich zu Nutze machten, ist es nicht zu verwundern, dass der größte Theil der beträchtlichen Einnahmen in Ausgaben für Jene aufging. Auch später noch war er immer bereit, seinen Kindern auf alle Weise zu helfen. Was er an ihnen gethan und für sie geopfert, werden sie zeitlebens nicht vergessen. Von seinen Kindern ist der älteste Sohn als Kaufmann in Kalabrien, eine verehelichte Tochter vor einem Jahre in Gais gestorben.

In seine besten Jahre fiel die französische Revolution mit ihren traurigen Folgen für sein Vaterland. So sehr er diese beklagte, stand er doch, die Spreu vom Weizen wohl unterscheidend, trotz dem Zopfe, den er nach der Sitte der Zeit trug, begeistert für die neuen Ideen, beharrlich auf Seite der Franzosenfreunde, was ihm, dem durch und durch freisinnigen Manne, hie und da die Feindschaft der sogenannten Patrioten zuzog, die es aber doch nicht wagten, ihm zu nahe zu treten. Furchtlos sprach er seine politische Ueberzeugung aus, nahm aber an den tumultuarischen Bewegungen jener wild aufgeregten Zeit keinen Antheil. In der kurzen helvetischen Periode bekleidete er mehrere amtliche Stellen. 1797 wählte ihn Gais nach der stürmischen Landsgemeinde in Hundweil mit Ulrich Menet zum Deputirten in die Verfassungsrevisions-Kommission, die ihn den 17. Mai im Bären in Teufen mit Wittmer von Stein zum Aktuar ernannte. 1799 funktionirte er als Präsident des Distriktsgerichts Teufen im Kanton Sentis, und unter dem Regierungsstatthalter Bolt war er ein Jahr darauf Statthalter desselben Distrikts. Als solcher gab er dem spätern Seminardirektor Hermann Krüsi, der mit 26 armen Kindern von Gais nach Burgdorf reiste, ein Empfehlungsschreiben „an die Bürger

Präsidenten, Bürger Munizipalitätsmitglieder aller derjenigen Gemeinden und Sektionen, wo diese hülfsbedürftigen, armen Kinder auf ihrer Reise genöthigt sein werden, anzuhalten", mit, und er ist darin „im voraus überzeugt, daß edle Menschenfreunde ohne ein weiteres Empfehlungswort großmüthig behülflich sein werden, daß diese arme Karawane auf das Leichteste und Beförderlichste an Ort und Stelle gelangen könne."

Der große Rath betraute ihn zwei Mal mit politischen Missionen. Mit Landammann Bischofberger und Landeshauptmann Mittelholzer von Appenzell und mit Landeshauptmann Spieß von Teufen vertrat er Appenzell an der Konferenz in Schwyz im Jahre 1798, die versammelt war, um die französische Konstitution zu hintertreiben. In dem den Gesandten der östlichen Schweiz, Landammann Mesmer von Rheineck und Landeshauptmann Blum von Rheineck, nach Paris mitgegebenen Schreiben an das Direktorium heißt es unter Anderm: „Wir sind nun Alle frei nach dem Beispiele des Kantons Appenzell, unsers Vorgängers auf dem Pfade der Freiheit, der schon über vierthalbhundert Jahre alle Vortheile der unveräußerlichen Menschenrechte genießt und sich hier an unserer Spitze unterzeichnet. Unsere Verfassung ist nach einem so reinen repräsentativen Systeme gebildet, daß es schwerlich reiner ausgedacht werden kann. Wir hoffen also, Ihr werdet uns dabei ruhig lassen; zumal die neue Konstitution sich mit unsern Lokalverhältnissen, Naturanlagen, Charakter und Armuth nicht verträgt; sie würde uns zu Grunde richten, was Ihr nicht wollen könnet." Schreiben und Gesandtschaft blieben ohne Erfolg; die Konstitution musste angenommen werden.

Im gleichen Jahre ordnete der Rath vor der Sitter Landesfähndrich Tobler und Samuel Heim an die Konferenz der Stände der östlichen Schweiz in Goßau ab. Abgeordnete des Kantons Thurgau bei dem Kongress in Schwyz hatten bei den fränkischen Machthabern den drohenden Ein-

marsch französischer Truppen mit der nicht unbegründeten Entschuldigung verhindern wollen, dass man im Thurgau aus Furcht eines Ueberfalles der Appenzeller und St. Galler die Konstitution noch nicht habe annehmen können. Darauf hatte der Obergeneral Schauenburg von Bern aus in einem Schreiben vom 16. Germinal des 6. Jahres der einen und untheilbaren französischen Republik die Glieder der Regierungen von St. Gallen, Toggenburg und Appenzell mit ihrem Kopfe verantwortlich erklärt für alle Störungen der öffentlichen Ruhe und für alle Gewaltthätigkeiten, die gegen die benachbarten Kantone ausgeübt würden, und zugleich schleunige und strenge Maßregeln angedroht, wenn innert 14 Tagen die Urversammlungen zur Annahme der Konstitution nicht abgehalten würden. — Die Konferenz in Goßau vertheidigte sich in einem würdigen Schreiben an Schauenburg wider die erhobenen Beschuldigungen.

Die Franzosen rückten ins Land, und Gais wurde auf längere Zeit Divisionsgeneralquartier. Der Stab logirte im Gasthofe zum Ochsen, dessen Besitzer auch mit diesen Gästen, die keine Molken tranken, auf gutem Fuße lebte und an ihnen keinen Schaden hatte. Sein Haus beherbergte damals die berühmten Generäle Oudinot, Brunet, Lagrange, Mortier, Massena u. A. Sie fanden Raum genug; „denn", sagt Dr. Heim in seiner Schrift über Gais, „so vortreffliche Herren diese Generäle an und für sich waren, so mögen sie doch mit ihren Leuten von der 57. Halbbrigade, la Terrible, Manchem das Molkentrinken verleidet und Schrecken eingejagt haben."

Damals wurde Gais auch von vielen französischen Emigranten besucht, so von dem Haupt der Girondisten, Adrien Duport, der, von Robespierre geächtet, verschlungen von seiner eigenen Schöpfung, der confédération des clubs, unter dem falschen Namen eines David Pernis Schmidt im Jahre 1798 in Gais starb. Von ihm sagt Mignet in seiner Geschichte der französischen Revolution: »Duport savait,

qu'un peuple se repose dès qu'il a conquis ses droits, et qu'il s'affaiblit dès qu'il repose. Pour tenir en haleine ceux qui gouvernaient dans l'assemblée, dans la mairie, dans les milices; pour empêcher l'action publique de se relentir et ne pas licencier le peuple, il conçut et exécuta la fameuse confédération des clubs, qui fit beaucoup de mal et beaucoup de bien. Elle entrava l'autorité légale, lorsque celle-ci était suffisante, mais aussi elle donna une énergie immense à la révolution, lorsque, attaquée de toutes parts, elle ne pouvait se sauver qu'au prix des plus violents efforts.« — Dieselben Klubs, die er gestiftet, verfolgten ihn später, und die Konstituante hörte nicht mehr auf ihn, als er sprach: »Depuis qu'on nous rassasie de principes, comment ne s'est-on pas avisé, que la stabilité est aussi un principe de gouvernement! Veut-on exposer la France, dont les têtes sont si ardentes et mobiles, à voir arriver tous les deux ans une révolution dans les lois et dans les opinions?« Alexander Lameth, der mit Duport und Barnave das berühmte Triumvirat bildete und nach Duport's Tode nach Gais kam, um dessen Hinterlassenschaft in Empfang zu nehmen, wollte zur Errichtung eines von Heim vorgeschlagenen Denkmals über dem Grabe seines Freundes nicht das Mindeste beisteuern, und so unterblieb die Sache.

Eine köstliche Szene, die Heim immer mit viel Humor erzählte, gab es, als die Oesterreicher vordrangen und General Hoze auf seinem Marsch über Gais im Gasthause zum Ochsen abstieg. Schnell verbreitete sich das Gerücht: Hoze werde den Ochsenwirth, den Erzfranzosenfreund, gefangen fortführen. Neugieriges und zum Theil schadenfrohes Volk sammelte sich vor dem Gasthause, um der Fortführung des Gefangenen zuzusehen. Wie erstaunt und verblüfft stand aber die Menge da, als Hoze und Heim vor der Thür des Gasthofes freundlich und höflich sich zum Abschied die Hände reichten und sogar einander küssten. Weibel Holderegger, der

ephemere Landammann, soll sich unter den Zuschauern befunden und ingrimmig gesagt haben: „Es ist halt ein T.....l wie der andere!“

Bis zum Jahre 1822 leitete er die immer mehr sich ausdehnende Wirthschaft und übergab sie dann einem seiner Söhne, der ihr seither bis vor Kurzem vorgestanden ist. In den ersten Jahren nach dem äußerst billigen Verkauf des Gasthofes half er noch im Geschäfte; später lebte er still und zurückgezogen für sich bei seinen Kindern, in den letzten Jahren bei einem Großkinde. So lange er konnte, machte er häufig Spaziergänge und lag fleißig der Lektüre ob. Im hohen Alter traf ihn ein harter Schlag. Ein Schenkelhalsbruch, den er sich durch einen Fall zugezogen, fesselte ihn Monate lang ins Bett. Das war eine schwere Geduldprobe für den greisen Mann, der bis dahin keine Stunde unwohl gewesen und nie ärztlicher Hülfe bedurft hatte. Er wurde durch seinen Sohn glücklich geheilt. Stellten sich später einzelne Störungen der Gesundheit ein, so half ihm seine eiserne Natur mit ärztlicher Hülfe noch in der letzten Zeit immer wieder darüber hinweg. Ob seine Gesundheit dadurch befestigt und sein Leben verlängert worden, dass er nie Kaffee, sondern stets Thee trank und noch als Greis im strengsten Winter unter leichter Sommerdecke schlief, bleibe dahingestellt. Wir meinen, der Schlüssel zum Geheimniss sei in seiner Thätigkeit, Mäßigkeit und in erblicher Anlage zu finden. Obschon von Jugend auf kurzsichtig, konnte er noch im Alter von fast 90 Jahren feinen Druck ohne Brille, die er nie getragen, lesen. In demselben Alter empfing er in der Kirche in Gais aus der Hand seines Enkels das letzte Abendmahl.

Und wie waren seine letzten Jahre? Er bewahrte feines Gehör, Erinnerung der Vergangenheit, Heiterkeit des Gemüthes und Bedürfniss des Gebetes. Dagegen nahm, wie das Licht der Augen, so das Interesse und das Gedächtniss für die Gegenwart in hohem Grade ab. Dankbar für das kleinste Zeichen der Anhänglichkeit und Liebe der Seinigen,

war es ihm noch eine hohe Freude, als sich zur Feier seines 95. Geburtstages Kinder, Enkel und Urenkel in fröhlichem Kreise um ihn versammelten.

Dass seine Zeit längst aus sei und jeder Tag ihm den Tod herbeiführen könne, das wusste er mit klarem Geiste. Ruhig sah er dem Ende entgegen. Wie oft sagte er: „In der Bibel stehet: unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so seien es 80, und ich rücke nun den hundert Jahren zu.“ Doch auch er ward nicht vergessen; auch für ihn schlug endlich die Todesstunde. Den Seinigen völlig unerwartet schlummerte er den 25. Februar 1860 nach nur dreitägigem, mildem Krankenlager zum bessern Leben ein. Ruhig schlafend hauchte er ohne Todeskampf seine Seele aus. Die schöne, große Leiche, ohne Abmagerung und Verfall, bot einen freundlichen Anblick dar.

Er erreichte das hohe Alter von **95** Jahren, 10 Monaten und 17 Tagen, und erlebte eine Nachkommenschaft von 7 Kindern, 29 Großkindern, 49 Urenkeln und 1 Ururenkel.

Wir wissen, er war nicht ohne Schwächen; aber seine streng rechtliche Gesinnung, sein eben so streng sittlicher Lebenswandel, die Bildung, die er selber besaß und die er seinen Kindern angedeihen ließ, seine liberale, allem Fortschritt zugewandte Richtung, seine herzliche Liebe zur Jugend und seine fast unbegrenzte Wohlthätigkeit gegen die Armen — das Alles sichert ihm einen ehrenvollen Namen bei denen, die ihn gekannt haben, und die Liebe der Seinigen über das Grab hinaus.

Und ich sage mit dem Dichter:

Ach! sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

H.